

Zeitschrift:	Beiträge zur Aargauergeschichte
Herausgeber:	Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band:	12 (2003)
Artikel:	Der modernen Schweiz entgegen : Heinrich Zschokke prägt den Aargau
Autor:	Ort, Werner
Kapitel:	Zschokkes Erbe
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-110905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zschokkes Erbe

Zschokke ist einer der glücklichen Menschen, die in ihrem Leben alles erreichen, was sie im Privaten sich erträumen und im Beruflichen anstreben – oder fast alles. Er hinterliess sieben Söhne, eine reizende Tochter, einen geordneten Hausstand und hatte noch das Glück, auch seine ältesten Enkel heranwachsen zu sehen. Er war von den Menschen geachtet und geliebt, wohlhabend und unabhängig.

Ein Vierteljahrhundert hatte er als oberster Forstmann die Staatswälder beaufsichtigt und, zeitlich sich überlappend, ein Vierteljahrhundert als Schweizerbote zum Volk gesprochen und das Volk im Grossen Rat vertreten. Als Schriftsteller hatte er sich einen soliden Ruf erworben und erlebt, dass man ihn in den entlegensten Gebieten Europas kannte, las und schätzte.

Eine Selbstschau

Zschokkes grosse Beliebtheit als Schriftsteller wurde offenbar, als er im Juni 1842 sein Buch mit dem einfachen Titel «Eine Selbstschau» herausbrachte. Es wurde zu einem wichtigen literarischen Ereignis des Jahres. Das Sensationelle darin war bereits vorab enthüllt worden, im Januar 1842 in der «Magdeburger Zeitung» und von da in der Presse ganz Europas: Zschokke bekannte sich nach bisherigem hartnäckigen Schweigen und allen Dementis von Sauerländer als Autor der «Stunden der Andacht».¹

Die Entstehung der «Stunden der Andacht» wurde in «Eine Selbstschau» detailliert beschrieben.² Damit wurden alle Spekulationen entkräftet, die sich bisher um den anonymen Verfasser rankten.³ Um sein Versprechen, das Geheimnis zu wahren, zu halten, hatte Zschokke beschlossen, das Manuskript seiner Autobiografie unter Verschluss zu halten und es als ein Vermächtnis seinen Kindern zu übergeben, «auf daß sie ihren Vater, an dem sie im Leben so liebend hingen, ganz kennen lernen sollten».⁴ Nachdem das Geheimnis – nicht ohne Zschokkes Dazutun – gelüftet war, gab es keinen Grund mehr, mit der Veröffentlichung zu zögern.

Sauerländers Bitte, das Kapitel über die «Stunden der Andacht» zu streichen, um wenigstens offiziell die Verfasserschaft im Dunkeln zu lassen, konnte und wollte Zschokke nicht erfüllen, da er seine Autobiografie als seine Lebensbeichte betrachtete. Der erste Teil mit dem Untertitel «Das Schicksal und der Mensch» enthielt seinen Werdegang, der zweite Teil, «Welt- und Gottanschau-

ung», seine philosophisch-religiösen Ansichten. Zschokke legte Wert darauf, dass beide eine Einheit darstellten und keiner ohne den anderen erscheinen sollte.

Schon Emil Zschokke hielt sich aber nicht mehr daran. Er erachtete den zweiten Teil, an dessen Revision sein Vater noch bis zu seinem Tod gearbeitet hatte, nicht mehr für zeitgemäß. Die vierte Auflage von 1849 und alle weiteren Auflagen erschienen ohne die «Welt- und Gottanschauung».⁵ Deshalb wird mit «Eine Selbstschau» meist nur der erste Teil gemeint, eine Regel, der ich mich hier anschliesse.

Mit «Eine Selbstschau» zog Zschokke eine Bilanz seines langen, bewegten Lebens, einen «Rechnungsabschluß über das Ergebniß meines Träumens, Zweifels, Forschens und Handelns».⁶ Es ist eine chronologisch angelegte Lebensgeschichte, die in der zweiten Hälfte memoirenartige Züge annimmt, mit allerlei vor allem historischen Ausführungen. So erfährt man viel über die Schweiz vom Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft bis zur unmittelbaren Gegenwart der Niederschrift.⁷ Die Aargauer Zeit wird in den beiden letzten Hauptkapiteln «Des Mannes Jahre» und «Lebens-Sabbath» beschrieben.

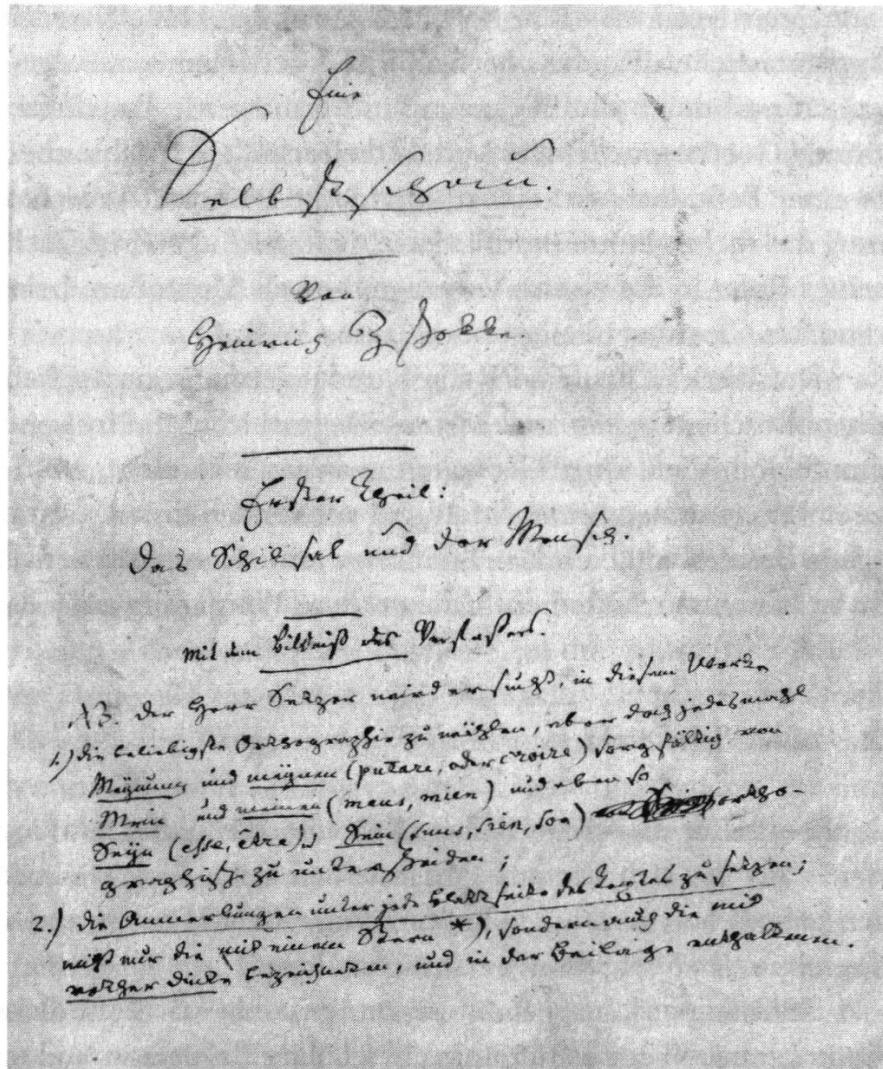
Die Zeitgenossen lasen «Eine Selbstschau» als eine erste zusammenhängende Schilderung vom Leben und vom Wirken eines Mannes, das bisher nur in Bruchstücken bekannt war. Das Buch las sich als Erfolgsgeschichte eines Selfmademan, als Motivationsbiografie, die zeigte, «wie ein Mensch, der unter ungünstigen Voraussetzungen aufwächst[,] durchaus im positiven Sinne davon profitieren kann.»⁸ Zschokkes Lebenswerk stellte sich als ein in sich geschlossenes Ganzes dar, als ein grosser, zunächst unsichtbarer Plan, der sich nach und nach enthüllte und alles zur Reifung und Vollendung brachte.

Zschokkes Autobiografie «Eine Selbstschau» ist eines der grossen literarischen Werke aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, ein wichtiges Stück früher deutschsprachiger Memoirenliteratur. Sie neu aufzulegen, wie Rémy Charbon es 1977 in einer kommentierten Faksimileausgabe der ersten Auflage unternahm, war deshalb sehr berechtigt.

Die Genauigkeit und Faktizität wurde anfänglich nur leise angezweifelt, am ehesten in konservativ-religiösen Kreisen, die Zschokkes liberal-aufklärerische Einstellung nie gemocht hatten und sich jetzt bestätigt sahen, wie «infam» Zschokke sich und seine Sicht der Welt inszenierte.

Wir müssen dieser Kritik insofern Rechnung tragen, als «Eine Selbstschau» zu Missverständnissen und Irrtümern Anlass gibt, wenn sie, wie es leider heute noch oft geschieht, unreflektiert als Quelle herangezogen wird. Sie ist kein Ersatz für eine wissenschaftlich fundierte Biografie, wenn sie auch in Ermangelung einer solchen häufig dazu benutzt wird. Zschokke besass bei der Niederschrift im Alter von 70 Jahren nur noch teilweise authentische Dokumente und frühere Notizen,⁹ so dass er sie über weite Strecken aus dem Gedächtnis verfasste.

So kann es nicht wundern, dass viele Daten und Angaben aus «Eine Selbstschau» mit Vorsicht zu geniessen sind. Der Autor liebte es ausserdem gerade in



Erste Seite von Zschokkes Manuskript «Eine Selbstschau» mit Anweisung an den Setzer: «Die beliebigste Orthographie ist zu wählen, aber doch jedesmal Meynung und meÿnen (putare, oder croire) sorgfältig von Mein und meinen (meus, mien) und eben so Sejn (esse, être) und Sein (suus, sien, son) orthographisch zu unterscheiden.»¹⁰

diesem Werk, Ereignisse zu glätten, sie in einen späteren Kontext zu bringen, das eigene Dazutun herauszustreichen oder in den Hintergrund zu rücken. Gerade was Zschokkes politische Tätigkeit anbelangt, erweist sich vieles als Rechenschaftsbericht mit apologetischen Zügen.¹¹

Beweggründe werden von Zschokke so dargestellt, als habe er die Dinge von einer erhöhten Warte aus betrachtet und im Bewusstsein des noch Kommenden gehandelt. Er achtete darauf, einen roten Faden, einen Grundzug durch das ganze Werk sichtbar werden zu lassen, der nicht nur den Leser führen sollte, sondern angeblich auch Zschokke selbst leitete. Die Lesart der «Selbstschau»: Sein Lebens- und Gestaltungsplan, der früh schon gegeben war, hatte sich nach einigen jugendlichen Zweifeln und Irrungen, zu denen er auch nachträglich noch stand, schliesslich erfüllt.

Heute lesen wir «Eine Selbstschau» anders: als glänzend geschriebenen, dokumentarischen Roman, der uns viel Interessantes aus der Vergangenheit vermittelt und durch die Begegnung mit Namen wie Pestalozzi, Fellenberg, Kleist, Börne, Goethe und Schiller Vertrautheit schafft. Zunächst aber ist es die Geschichte einer Befindlichkeit: eines Individuums, einer Gesellschaft, einer Geisteshaltung des 19. Jahrhunderts, die uns lebhaft vor Augen tritt. Zschokke bietet sich auf seiner Reise in die eigene Vergangenheit als Mentor an, belehrend, kommentierend, als Cicerone in eine andere, seine Welt.

Das Werk ist heute noch frisch und jedermann zugänglich und als Einstieg in die politische, Geistes- und Mentalitätsgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts zu empfehlen. Viele kluge Gedanken, pointiert formuliert, würden sich als Merksätze im Wageninnern eines Interregio verwenden lassen, wenn es den Schweizerischen Bundesbahnen in den Sinn käme, eine Komposition nach Heinrich Zschokke zu benennen.¹² Verdient hätte er diese Würdigung auf jeden Fall.

Zschokkes Briefwechsel

Authentischer als «Eine Selbstschau» ist Zschokkes umfangreiche Korrespondenz, aus der sich wie aus Puzzlesteinen seine Biografie zusammenfügen lässt. Ich habe schon erwähnt, wie mitteilsam Zschokke war und dass er kaum einen Tag ohne Briefeschreiben verstreichen liess.¹³

Seit einigen Jahren steht uns der gesamte erhaltene Briefwechsel von rund 6 000 Einheiten zur Verfügung, etwa hälftig Briefe von und an Heinrich Zschokke. Dies ist der Initiative von Rémy Charbon (Professor in Genf und Freiburg i. Ü.) und Robert Hinderling (emeritierter Professor in Bayreuth), beides Deutschschweizer Germanisten, zu verdanken. In aufwandsintensiver zwölfjähriger Zusammenarbeit des Schweizerischen Nationalfonds mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurden in allen Archiven Europas Zschokkes Briefe aufgespürt, kopiert und mit den Eckdaten (Absender, Empfänger, Datum usw.) in einer Datenbank erfasst. Über 2500 Briefe liegen in Umschrift vor. Damit ist eine neue Ära für die Zschokke-Forschung angebrochen.

Der Briefwechsel Zschokkes ist ein Kulturerbe ersten Ranges, was Umfang, Inhalt und Vielfältigkeit der Briefe und die Bedeutung der gegen 700 Briefpartner betrifft. Es sind wichtige Dokumente zur Schweizergeschichte bis 1848, zur Kulturgeschichte Europas und der Schweiz, zur Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts und zur Sozialgeschichte. Der Kanton Aargau hat dies erkannt und kauft, soweit es der Marktpreis gestattet, frei erhältliche Zschokke-Briefe an, um die Bestände des Staatsarchivs zu ergänzen.¹⁴ Auf diese Weise kam vor einigen Jahren ein Band mit über 240 Originalbriefen Zschokkes an Oberrichter und Regierungsrat Johann Heinrich von Orelli (1783–1860) nach Aarau – zum Glück, da sie sonst der Öffentlichkeit und der Forschung vermutlich verloren gegangen wären.

Die Bandbreite von Zschokkes Korrespondenz reicht von Augenzeugenberichten und Kommentaren zu politischen Vorfällen, über die Diskussion literarischer, soziologischer oder religiöser Fragen bis zu ausführlichen Familienbriefen mit Ehefrau und Söhnen, die viel über den Alltag und die Sorgen des Bürgertums und das Studentenleben an deutschen Universitäten aussagen.

Der grösste Teil dieser Briefe ist unveröffentlicht und unbekannt. Vom Freiämtersturm im Dezember 1830 und Zschokkes Anteil daran erfährt man in Briefen an den Zürcher Freund von Orelli,¹⁵ während die sich überstürzenden Ereignisse im Umfeld der Klösteraufhebung vom Januar 1841 in täglichen Briefen an den Berner Regierungsrat Bernhard Rudolf Petscherin weitergegeben wurden.

Das 18. und 19. Jahrhundert besass eine ausgeprägte Briefkultur, in der handschriftliche Mitteilungen eine der wenigen Möglichkeiten der Kommunikation darstellten. Zschokke pflegte diese Kultur mit viel Ausdauer. Die Bedeutung, die Zschokke seiner Korrespondenz gab, lässt sich am besten daran ermessen, dass er auch in Zeiten grossen Arbeitsanfalls die Antwort auf die zahlreichen Briefe, die er empfing, selten länger als einen oder zwei Tage schuldig blieb. Der Briefverkehr hatte damals auch die Aufgabe der Erkundigung und Informationsbeschaffung. Zuweilen nahm Zschokke Passagen aus persönlichen Briefen, die ihm wichtig erschienen, in seine Periodika auf. So durchdrangen sich privater Briefwechsel und öffentlicher Gebrauch.

Zschokke errichtete briefliche Bekanntschaften mit wichtigen Persönlichkeiten, Gelehrten, Schriftstellern, liberalen Politikern und Geistlichen in ganz Schweiz und Deutschland, die er über Jahrzehnte hinweg am Leben erhielt. Neben dem gegenseitigen Austausch diente der Briefwechsel der Selbstvergewissereung, Beeinflussung, Abstimmung und Koordination von Entscheiden.

Die Stellungnahme in Briefen fiel ungeschminkter und ehrlicher aus, als dies in von der Zensur überwachten Druckwerken möglich war. Dies erlaubt eine Korrektur von öffentlichen Stellungnahmen, in denen die private Meinung nicht immer zum Ausdruck kommt.

Zschokkes publizistisches Schaffen

Nicht biografischen Inhalts und weniger subjektiv gefärbt, dafür umso wichtiger als Zeitchronik sind Zschokkes Zeitungen und Zeitschriften. In den 34 Bänden des Schweizerboten haben wir den gelungenen Versuch der Volksaufklärung und -belehrung vor uns,¹⁶ ein Dokument der Emanzipationsbestrebungen und Selbstbestimmung des Bürgertums, aber auch, ganz unideologisch, eine Fülle von Artikeln und Kommentaren zu aktuellen Vorfällen.

Leider greifen nur wenige Historiker auf den fast unerschöpflichen Steinbruch von Informationen in alten Zeitungen zurück. Dies lässt sich teilweise mit dem Zeitaufwand erklären, der mit dem Lesen dieser Textsorte verbunden ist,

teilweise auch mit einer mangelnden Praxis. Die Interpretation und Einordnung von Zeitungsartikeln setzt einige Routine voraus, dafür eröffnen sie einen unmittelbaren Zugang zu Ereignissen und Phänomenen, zu Alltagsfragen, Meinungen, Einstellungen und Ängsten. Zschokkes Zeitungen und Zeitschriften sind erst rudimentär ausgewertet.

Die Publizistikwissenschaft würde sich ein Verdienst erwerben, wenn sie mit Soziologen, Historikern und anderen interdisziplinär die Methoden der Zeitungsforschung angehen und zu systematischer Erschließung von Zeitungen und Zeitschriften anregen würde. In der Schweiz gibt es leider nur rudimentäre Ansätze dazu. Es gibt meines Wissens auch keinen Lehrstuhl zur Pressegeschichte, wie er in Bremen durch Holger Böning betrieben wird. Aus dieser Schule kommen immer wieder gewichtige Beiträge zur Publizistikgeschichte.¹⁷

Zur Eröffnung seiner Zeitschrift «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» schrieb Zschokke: «Mit diesem Augenblick der Weltgeschichte beginnt auch gegenwärtige Sammlung von Beiträgen zur Geschichte unsers Zeitalters, von sehr achtungswürdigen Männern der verschiedensten Gegenden, den Zeitgenossen zur Verständigung der Gegenwart überliefert und der Nachwelt und ihren Geschichtsschreibern, als Stoff zum Gemälde unserer Tage. In dem was wahr ist, verhält sich jederzeit von selbst die Anmuth mit dem Nutzen. Darum soll auch Wahrhaftigkeit das erste Gesetz der Überlieferer sein, in so fern die Wahrheit schon im Kampfgewühl und unter dem anfliegenden Staub des Schlachtfeldes erkannt werden mag. – Wenn Partheilosigkeit an sich unmöglich ist: haben wir doch das volle Recht, die Entfernung unedler Leidenschaftlichkeit von allen Überlieferern zu fodern.»¹⁸

Damit war ein Anspruch formuliert, dem eine Zeitschrift, so objektiv sie auch zu sein trachtete, nicht gewachsen war. Gerade die «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» mit ihren sieben Jahrgängen und 4200 Seiten Umfang, waren weit davon entfernt, parteilos zu sein. Sie waren das wichtigste, zeitweise das einzige liberale deutschsprachige Oppositionsblatt gegen die Politik der Grossmächte Europas, die seit dem Wiener Kongress unter Führung Metternichs ein zunehmend reaktionäres Gesicht zeigten. Sie waren ein letztes Forum der bürgerlichen Liberalen, um sich zu artikulieren, eine der bedeutendsten politischen Zeitschriften jener Zeit.¹⁹

Die «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» waren Zschokkes Reflex und Reflexionen auf eine sich geistig verengende politische Kultur, die nur mehr auf die Bekämpfung des ideologischen Feindes sann und kaum mehr selbst innovativ wurde. Das Studium dieser Zeitschrift erlaubt einen ideologiegeschichtlichen Zugang zur Vergangenheit.

Die «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» wirken unmittelbar durch Zschokkes viele auch heute noch bedenkenswerte Ausführungen. Sie stehen für eine mutige Publizistik und eine freiheitliche, zukunftsgerichtete, ja oft visionäre Gesinnung. Auch sie gehören zu Zschokkes Hinterlassenschaft. Sie verdienen es,

Überlieferungen

aus

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1818.

Erstes Juni-Heft.

Nro. 11.

Aarau
bei Heinrich Remigius Gauerländer.

Titelblatt von Zschokkes Zeitschrift «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» (1817–1823). Eine allegorische Gestalt, mit einem Fuss auf dem Erdball, zeichnet auf eine Tafel auf, was sie aus dem Rauch, der aus dem Feuergefäß über dem Dreifuss entquillt, zu lesen scheint. Nach einem Stich von Caspar Belliger, Luzerner Künstler und Zeichenlehrer an der Kantonsschule Aarau.

ihrem Stummsein in Bibliothekskellern entrissen und erneut zum Sprechen gebracht zu werden.

Sein schriftstellerisches Werk und der Aargau

Zschokke gilt als einer der grossen Volksschriftsteller. Seine einst beliebten belletristischen, dramatischen und historischen Werke werden aber nicht mehr gelesen, ja sie sind auch, mit Ausnahmen, nur noch schwer lesbar. Sie waren zu zeitgebunden, zu sehr auf unmittelbare Wirkung und Aussage konzipiert. Es braucht

etwas Zeit und Geduld, sich in sie einzulesen – ein Gut, das heutzutage rar ist. Aber es lohnt sich aus anderen Gründen, sich mit Zschokke als Schriftsteller zu befassen.

Schliesst man Heinrich Zschokke aus der Literaturgeschichte aus, so kann man die deutsche und vor allem die Schweizer Literatur nicht restlos verstehen. Zschokke war von der Aufklärung, von Kant, Lessing, von Pestalozzi, Jean Paul oder Walter Scott beeinflusst. Seinerseits hat auch er Autoren befruchtet und beeinflusst. Deutlich merkt man dies bei Jeremias Gotthelfs Volksromanen und Kalendergeschichten und Gottfried Kellers Leuten von Seldwyla. Auch bei Conrad Ferdinand Meyer ist noch etwas davon spürbar. Sein Jürg Jenatsch atmet die Welt des «Addrich im Moos» und die Landschaft der «Rose von Disentis».

Diese drei grossen Schweizer Dichter haben Zschokke weit überflügelt, daran kann kein Zweifel bestehen. Aber sie haben Zschokke gekannt, von ihm profitiert und benutzt, was sie brauchten. Jeder Schriftsteller beschäftigte sich mit seinen Vorgängern, und seine Nachfolger lasen wiederum ihn und bauten ihr Schaffen auf ihm auf. Das ist eine Binsenwahrheit, wird aber missachtet, falls man sich auf die grossen Autoren beschränkt und die gelesensten unterschlägt.

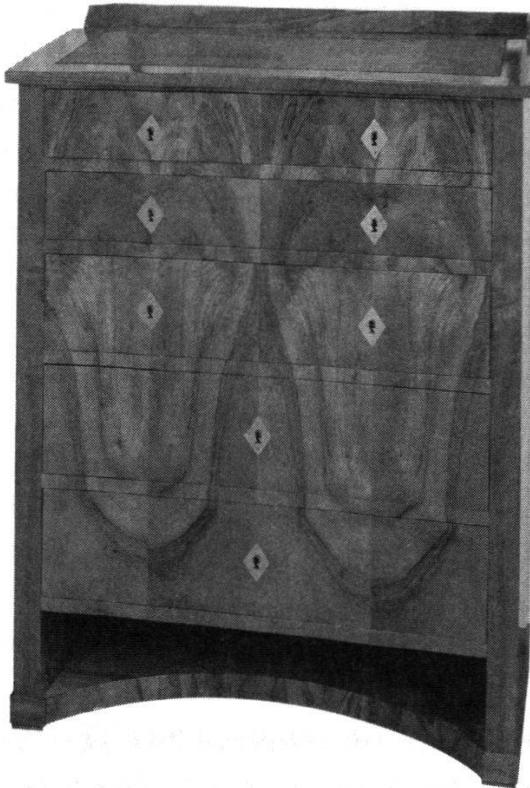
Die grossen Schriftsteller von damals hatten keine Scheu vor dem Trivialen. Man wundert sich manchmal, was ein Goethe alles gelesen und gekannt hat: sehr genau einen Heinrich Zschokke.

Nicht alle Einflüsse sind leicht zu bemerken; manche sind auch zirkulär. Zschokke wurde für sein Drama «Abällino, der grosse Bandit» von Schillers «Räuber» beeindruckt. Andererseits besorgte Schiller sich Zschokkes vor kurzem erschienene «Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone», um seinem «Wilhelm Tell» das nötige Lokalkolorit zu verschaffen.

Zschokkes «Ausgewählte Schriften» umfassten bereits im Jahr 1828 40 Bände. Dazu kommen seine Dramen und Frühwerke, die Aufsätze, von denen die wenigsten in Buchform aufgenommen wurden, die «Stunden der Andacht» und spätere Schriften wie «Eine Selbstschau».

Wer eine vollständige Gesamtausgabe von ihm veranstalten möchte, müsste sich hüten, die Kapazitäten eines Verlags zu überfordern. Man würde auf rund 80 Bände kommen, ohne Einbezug der Briefe (noch einmal 15 Bände). Nicht einberechnet sind hier die nicht eindeutig zuzuordnenden Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften, die Voten im Grossen Rat und die nicht gedruckten Schreiben, Berichte, Gutachten in den amtlichen Akten der Staats- und Stadtarchive, die für dieses Buch nach Möglichkeit gesichtet und eingearbeitet wurden.

Zschokkes schriftstellerisches Werk wurde zum grössten Teil im Aargau verfasst. Es liegt am Aargau und an Aarau, Zschokke als *seinen* Schriftsteller zu betrachten, das literarische Erbe zu übernehmen und würdig zu verwalten. Andere Regionen und Städte stehen bereits in den Startblöcken: Magdeburg, das erst seit 1989 eine eigenständige Kulturpolitik betreiben darf, bereitet zur Zeit der Niederschrift dieses Buchs im städtischen Literaturhaus eine Ausstellung über



An diesem Stehpult fand Zschokke sich jeden Morgen um fünf Uhr ein, erledigte seine Korrespondenz und schrieb Erzählungen, Novellen oder Beiträge für seine Zeitungen und Zeitschriften. In den Schubladen bewahrte er Manuskripte auf.²⁰

Zschokke vor. Die dortige literarische Gesellschaft hat in den vergangenen Jahren das Terrain mit Vorträgen über Zschokkes literarisches Schaffen vorbereitet.

Das Material für seine Ausstellung muss Magdeburg freilich zu einem guten Teil in Aarau besorgen. Hier liegen im Staatsarchiv der handschriftliche Nachlass Zschokkes und einiger seiner Söhne. Die Kantonsbibliothek hat aus dem «Zschokke-Stübli» Zschokkes gedruckte Werke übernommen: Hunderte von Ausgaben in verschiedenen Auflagen und Sprachen. Im Jahr 1847 verkaufte Zschokke der Kantonsbibliothek zudem seine Sammlung von Handschriften, Broschüren und Flugschriften mit 3 000 Einheiten aus der neueren und neusten Schweizer Geschichte, die als Zschokkes Schweizerbibliothek allen Benutzern zugänglich ist.²¹ Dazu gehört die bedeutende Sammlung des Zürchers Felix Lindinner (1729–1807), die Zschokke 1806 angekauft hatte. Alle Handschriften – unter anderem auch Zschokkes Korrespondenz als Regierungskommissär 1799–1801 in den Kantonen Waldstätte, Bellinzona und Lugano – werden seit 1992 im Staatsarchiv aufbewahrt.

Im Stadtmuseum Aarau befinden sich weitere Druckschriften und Manuskripte aus dem Bestand des «Zschokke-Stübli», so Zschokkes Haushaltsbuch, die handschriftliche Zeitung «Der Blumenhaldner», aber vor allem Porträts und



Ex Libris von «Heinrich Zschokke's Schweizer-Bibliothek», einer grossen Sammlung von Broschüren, Flug- und Handschriften zur Schweizergeschichte, die seit 1847 im Besitz der Aargauischen Kantonsbibliothek ist.

Gegenstände wie sein Stehpult, ein Klavier und ein Wanderstock, sein Fernrohr und neuerdings eine Neuenburger Pendule. Sie sind in einem dazu hergerichteten Raum, der Zschokkestube, zu den normalen Öffnungszeiten oder in Absprache mit der Museumsleitung zu besichtigen.²²

Ebenfalls in Aarau ist das umfangreiche Archiv des Verlags Sauerländer mit Verlagsakten, die bis auf die Gründungszeit zurückgehen, Autorenkorrespondenzen, Manuskripten und einer beinahe vollständigen Sammlung aller je im Verlag erschienenen Werke. Es ist eines der reichhaltigsten Verlagsarchive der Schweiz, gut geordnet von dem 1997 verstorbenen Heinz Sauerländer und seither weiter betreut von Bibliothekar Tobias Greuter.

Hier befinden sich Zschokkes Korrespondenz mit Sauerländer, die Verlagsverträge, Manuskripte einiger Werke, das Honorarbuch (seit 1819), Stiche und teilweise die Platten dazu. Ausserdem sind hier sämtliche Zeitungen und Zeitschriften in mehreren Exemplaren (wichtig für die teilweise nur hier eingebundenen oder eingelegten Beilagen und Inserate). Nur hier sind auch die 37 Auflagen der «Stunden der Andacht» greifbar, die bis 1902 erschienen, mit allen Varianten und Sonderausgaben einzelner Bände.

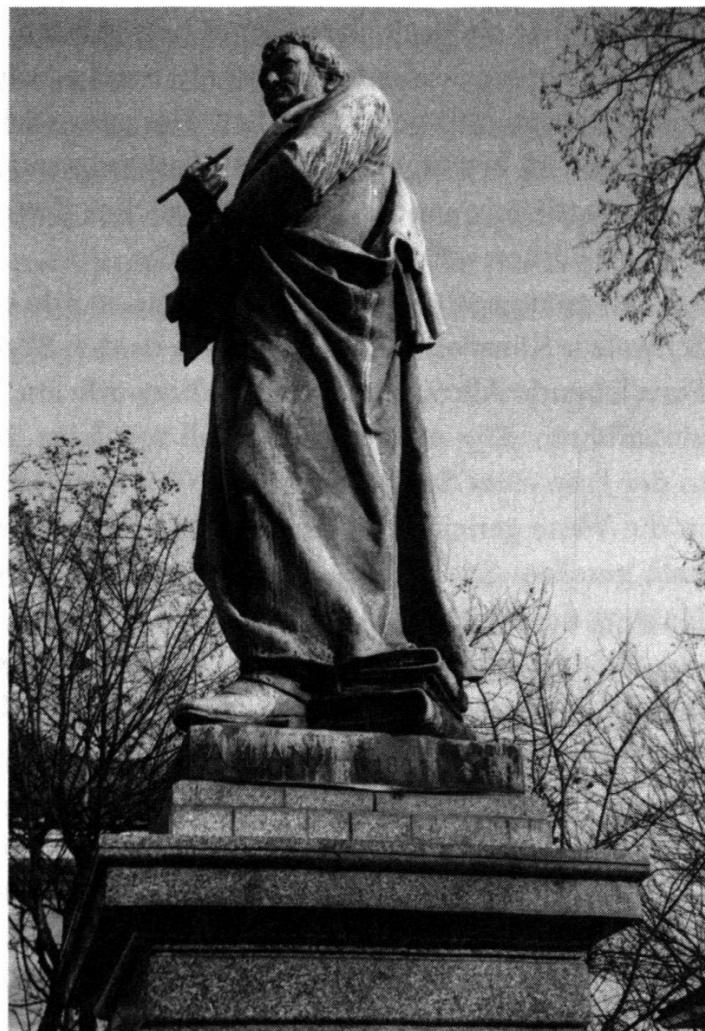
Aarau ist prädestiniert, das Mekka der Zschokke-Forschung zu werden, ausgerüstet mit Lesesälen und den für die Forschung unerlässlichen Handbibliotheken und technischen Hilfsmitteln der Kantonsbibliothek und des Staatsarchivs.

Der Vollständigkeit halber seien noch das Stadtarchiv Aarau und die Freimaurerloge zur Brudertreue angeführt, die ebenfalls Zschokkiana besitzen. Ebenfalls in Aarau sind im Privatbesitz von Marianne Oehler-Zschokke weitere Zschokke-Briefe, Dokumente und Angaben zu seinem Leben, die über ihren Vater und Grossvater (Rolf und Ernst Zschokke, die sich beide intensiv mit ihrem Ahnen befassten) auf sie gekommen sind.

Ein Denkmal für Zschokke

1884 fand anlässlich der Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, die in Aarau tagte, eine Zschokke-Ausstellung statt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass Zschokke auch in dieser Organisation Mitglied war und wesentliche Beiträge leistete.²³ Emil Zschokke, Doyen der Familie und Sachwalter des väterlichen Erbes, Verlagsleiter Remigius Sauerländer und die

Das Zschokke-Denkmal im Kasinopark in Aarau. Mit ihrem Granitsockel erreicht die Bronzestatue eine Höhe von 5,2 Metern.²⁴



Kantonsbibliothek trugen alles zusammen, was von und über Zschokke noch verfügbar war: Porträts, alle möglichen Gegenstände, Diplome, Auszeichnungen, Manuskripte, Briefe, biografische Notizen und selbstverständlich seine Schriften in verschiedenen Ausgaben und Sprachen, ergänzt um Raub- und Nachdrucke.

Obwohl man sich bei den Briefen aufs Exemplarische beschränkte, kamen über 300 Exponate zusammen. Es war die grösste je gezeigte Zschokke-Ausstellung.²⁵ Der Katalog ist heute noch wichtig, um einzelne Gegenstände zu identifizieren und einen Überblick zu Übersetzungen von Werken Zschokkes zu gewinnen.²⁶ Die Ausstellung fand auch im Zusammenhang mit einem Zschokke-Denkmal statt, das schon länger geplant war, aber noch einige Zeit auf sich warten liess.

1881 hatte der Einwohnerverein von Aarau den Beschluss gefasst, Zschokke «auf einem öffentlichen Platze, sofern die städtischen Behörden hiezu ihre Einwilligung geben, ein Denkmal zu errichten, das in antikem Sinne durchaus auch eine Manifestation der Kunst sein soll». Man begründete dies damit, «es liege im wohlverstandenen Interesse unserer Republik und werde der Stadt Aarau ganz besonders zur Ehre und Zierde gereichen, wenn sie ihre verdienten verstorbenen Männer in künstlerisch schöner und würdiger Weise zu ehren und ihr Andenken späteren Generationen zu erhalten trachte».²⁷

Es wurde ein breit abgestütztes Komitee mit dem Zurzacher Bundesrat Emil Welti als Ehrenpräsidenten bestimmt, um die Stiftung des Denkmals zu einer nationalen Angelegenheit zu machen. Das ganze Schweizer Volk wurde aufgerufen, sich daran zu beteiligen. Auch das Ausland wurde einbezogen; Zschokkes Vaterstadt Magdeburg sandte «einen erheblichen Beitrag an das Denkmal ihres ruhmreichen Bürgers».²⁸

Als genügend Geld beisammen war, wurde eine Projektausschreibung unter Schweizer Künstlern veranstaltet. Die beiden Bildhauer Robert Dorer und der in Paris lebende Alfred Lanz reichten Entwürfe ein. Sie wurden ermutigt, sie weiter auszuführen. 1891 erhielt das Modell von Lanz den Zuschlag. Es zeigt Zschokke in der Pose eines Staatsmanns oder Gelehrten im römischen Umhang, den Blick in die Weite gerichtet, in der rechten Hand einen Schreibstift, in der linken ein halb gerolltes Schriftstück. Hinter dem linken Fuss liegt ein Stapel Bücher. Die Haltung der Figur strahlt Würde und Kraft aus.

1894 endlich, am 13. Juli, dem Tag des Jugendfestes, wurde das Bronzedenkmal Zschokkes auf dem Kasinoplatz in Aarau enthüllt. Auf dem Sockel aus Voger Granit wurden in Goldbuchstaben die Zeilen geschrieben:

Heinrich Zschokke
1771–1848
Schriftsteller, Staatsmann und Volksfreund
Das Vaterland

1828 erschien im Schweizerboten ein Artikel mit dem Titel «Wie Pestalozzi über Denkmäler dachte.»²⁹ Der Text lautet so: «Wollet Ihr Männer, die sich große Verdienste um Vaterland und Menschheit erworben haben, würdig ehren und durch ihr Andenken noch auf die Welt wohlthätig wirken, nun ja, so bauet ihnen Denkmäler, aber – nicht von *Holz* und von *Stein* und *Metall*! Nicht todte, sondern *lebendige* Denkmäler bauet! Nicht das Todte, sondern nur Lebendiges wirkt Leben. Also nicht in Holz und Stein und Metall werfet euer Geld! In die *Menschheit* stecket es, daß es *lebendig* wirke! Jedes Denkmal erhalte ein *geistiges* Element, das Geist und Leben wirkt! Ich möchte kein anderes Denkmal, sprach Pestalozzi, es sei denn, man lege einen verachteten und weggeworfenen *Feldstein* auf mein Grab, der da seine Ruhe finde, wie ich meine in meinem Grabe.»

Zschokke versuchte, diesem Wunsch Pestalozzis zu willfahren, indem er sich im Aargauer Grossen Rat seit 1833 bemühte, auf dem Birrfeld in Brugg ein «Erziehungshaus für verwahrlose Kinder der Armen» als lebendes Denkmal für Pestalozzi zu schaffen.³⁰ Es kam fürs erste nicht zustande, aber 1845 gründete Zschokke mit einigen Freunden die Pestalozzistiftung, die den Gedanken wieder aufnahm.

Rechtzeitig zu Pestalozzis 100. Geburtstag am 12. Januar 1846 konnte «das geistige Denkmal des Verewigten, die landwirtschaftliche Armenanstalt» feierlich eröffnet werden.³¹ Die Geschichte dieses Unternehmens, das in die Pestalozzistiftung Olsberg übergegangen ist, muss noch geschrieben werden.

Sein eigenes lebendiges Denkmal schuf Zschokke selber. Dass es zu Lebzeiten Zschokkes entstand, ist wohl der Grund dafür, dass es nicht seinen Namen trägt, obwohl er Initiator, Präsident, Direktor, ja bis zu seinem Tod die Seele des Ganzen war: die Taubstummenanstalt in Aarau, von der bisher nur am Rand die Rede war. Aus Bescheidenheit benannte er sie nicht nach sich, und auch später scheint niemand daran gedacht zu haben.

Die Taubstummenanstalt

In einem Alter von 65 Jahren, da andere sich zur Ruhe setzen, gründete Zschokke diese Institution. Sie darf als sein eigentliches Vermächtnis gelten, nicht nur, weil sie in der Schweizerischen Schwerhörigenschule Landenhof in Unterentfelden weiterlebt, sondern weil sich darin fast alles konzentrierte, was Zschokke in seinem aktiven Leben als Bürger und Mitmensch wichtig war. In «Eine Selbstschau» schilderte er den Anlass so:

«Bei vielen Wanderungen durch Schweizerthäler hatte mich jedesmal der Anblick jener Glücklosen schmerhaft erschüttert, die ohne Gehör und Sprache, oft in eckelhafter Mißgestalt, durch die Welt schleichen, *Kretinen* genannt. Auch im Aargau fehlte es nicht daran. Auf meinen Antrag veranstaltete, schon im Jahre 1816, die Gesellschaft für vaterländische Kultur eine Zählung derselben im

Aargau; aber den eingegangnen Berichten mangelte noch wünschbare Vollständigkeit. Zwanzig Jahre später kam ich auf diesen Gegenstand noch einmal zurück, da auch der Älteste meiner Söhne sich ihm, als Naturbeobachter und obrigkeitlicher Bezirksarzt, mit Aufmerksamkeit zuwandte.»³²

Das Ergebnis der neuerlichen Untersuchung, in einer Landkarte des Kartografen Michaelis festgehalten, war erschreckend: Auf 200 000 Einwohner kamen 960 Taubstumme. «Und für diese insgesamt gab es keine Schule, keine Kirche, keinen nützlichen Beruf; keine Liebe auf Erden, als die schmerzensreiche des elterlichen Mitleidens; keinen Christus; kein Ahnen Gottes; kein Hoffen von einer Ewigkeit. Der Staat hatte diese armen Waisen der Natur vergessen.»³³

Schon 1811, im Jahr ihrer Gründung, befasste sich die Gesellschaft für vaterländische Kultur mit den Taubstummen; die erste Erhebung stammte von 1810 und nicht erst, wie Zschokke schrieb, von 1816. Mit einem umfangreichen Fragebogen versuchte man zunächst, die Ursachen gehörlos geborener Kinder zu erforschen.³⁴ Einige Vermutungen gingen dahin, dass Taubstummheit in feuchten, schattigen Gegenden häufiger vorkäme als an Sonnenhängen und dass mangelnde Hygiene und Alkoholismus der Eltern eine Rolle spielten.

Johann Nepomuk Brentano, Pfarrer in Gansingen, anerbte sich 1812, die Aargauer Taubstummen zu unterrichten. Die Gesellschaft für vaterländische Kultur beschloss, seine Bestrebungen finanziell zu unterstützen und ihm taubstumme Kinder zuzuweisen. Brentano bemühte sich, den Kindern auch religiöse Begriffe beizubringen, was sich nicht als einfach erwies. Aber «durch Erweckung und Bildung der Gedanken von Gott und Seele würde man sich um diese Unglücklichen ein weit grösseres Verdienst erwerben, als wenn man sie für das bürgerliche Leben tauglich mache, (denn verhungern werden sie nicht leicht) es wäre auch gleichgültiger ob sie dem Staat nutzen oder nicht». ³⁵

1815 lernte Zschokke den schottischen Gelehrten Robertson kennen, der ihm von der Möglichkeit erzählte, die Taubstummen mit einem zwischen den Zähnen festgehaltenen Stab zum Hören zu bringen.³⁶ Er regte Brentano dazu an, seinen Zöglingen auf diese Weise und mittels einer Tonleiter die Lippensprache beizubringen.³⁷

Später scheinen Brentanos Bemühungen versandet zu sein, vielleicht weil er 1822 nach Laufenburg umzog, wo er zum Stadtpfarrer gewählt wurde. Man vernimmt jedenfalls nichts mehr darüber.³⁸ Aber Zschokke, der in regem Austausch mit Heinrich von Orelli, dem Quästor der Zürcher Blindenanstalt (später Blinden- und Taubstummenanstalt), stand, blieb am Ball. 1835 schlug er an der Jahresversammlung der Gesellschaft für vaterländische Kultur die Errichtung einer Taubstummenanstalt für den ganzen Kanton Aargau vor. Den Impuls dazu gab die Freimaurerloge zur Brudertreue, in der Theodor Zschokke «diesen so schönen und wichtigen Gedanken in einem Baurisse vor den Brüdern entwickelte». ³⁹

Heinrich Zschokke stellte das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit hinter den Vorschlag. Nachdem er vor den Mitgliedern der Gesellschaft für vaterländische

Kultur zunächst das «Trauerbild» dieser «beklagenswerten Stiefkinder der Natur» entworfen hatte, rief er aus: «Und wer hat bisher für die Verbesserung der Zustände, für die Veredlung und Vermenschlichung dieser Unglückseligen gesorgt? Niemand! – Die Kräfte des Staates sind beschränkt, – er vermag nicht alles. Aber groß sind die Kräfte des Volkes und reich ist an Mut und Edelsinn das Herz des *Aargauers*. – Hier, verehrteste Herren, ist eine Aufgabe, würdig einer Gesellschaft für vaterländische Kultur!»⁴⁰

Die Gesellschaft für vaterländische Kultur, die ihre Aktivitäten beinahe eingestellt hatte und dabei war, in die Bedeutungslosigkeit zu versinken, beschloss nach dieser flammenden Rede, einen Ausschuss mit der Errichtung einer Erziehungs- und Lehranstalt für die Taubstummen des Kantons zu beauftragen. Zschokke liess seine publizistischen Kontakte und propagandistischen Fähigkeiten spielen, nahm mit Bekannten in der Schweiz Kontakt auf und schrieb einen zweiteiligen Artikel für den *Schweizerboten*,⁴¹ in dem er prophetisch meinte:

«Ich sage euch, es wird eine Zeit kommen, da man in einer Taubstummenanstalt noch für einzelne Bezirke oder einzelne Gemeinden, wo viel der Gehörlosen sein mögen, Lehrer bilden wird – es wird eine Zeit kommen, da in solchen Bezirken oder Gemeinden eigene Taubstummenanstalten bestehen, wo dann jedes der unbeglückten und beklagenswürdigen Kinder in seiner Ortschaft oder in der Nähe derselben, ohne allzuschwere Kosten seiner Familie unterrichtet werden kann, und selbst im häuslichen Kreise der Gang dieses Unterrichts kennen gelernt, befolgt und fortgesetzt wird. – Die öffentliche Sicherheit und der Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft, Menschenliebe und Religion fordern es. Es soll keine Seele verloren gehen! Leget den Grundstein zum Himmelswerk!»⁴²

Es wurde dann aber – vorerst – nur eine einzige Taubstummenanstalt errichtet, in Aarau, und die gab genügend zu tun.⁴³ Sogleich wurde Geld gesammelt, eine «Liebessteuer», und in der zinstragenden Ersparniskasse angelegt. Man fand eine geeignete Heimstätte in der Nähe der «Blumenhalde» in Rombach, in einem Haus von Zschokkes Schwager Abraham Zimmermann. Bereits im Juni 1836 konnte die Taubstummenanstalt eröffnet werden.

Man nahm, zeitlich gestaffelt, zunächst fünf Zöglinge auf. Den Lehrer fand man im Institut von Fellenberg in Hofwil, einen ehemaligen Schuhmacher, den man einschlägige Erfahrungen in Zürich und anderswo in der Schweiz sammeln liess.⁴⁴ Zschokke übernahm die Direktion, Ehefrau Nanny die Oberaufsicht über den Haushalt (der Lehrer war noch ledig), Sohn Theodor Zschokke die medizinische Betreuung, und Alexander Zschokke gab Zeichenunterricht.

Erst nachdem die Taubstummenanstalt in Gang gekommen und ihre Existenz gesichert war, ging man den Staat um Unterstützung an. Aber letztlich war und blieb sie eine Stiftung der Bevölkerung und der Kulturgesellschaft. Die Öffentlichkeitsarbeit wurde gross geschrieben und von Zschokke betreut. Er entwarf die Statuten, Aufrufe und Bettelbriefe und korrespondierte mit Behörden und interessierten Kreisen. Er schrieb ebenfalls die Rechenschaftsberichte, die in



Taubstummenanstalt Aarau von 1836 bis 1851 in der Leuenmatt in Rombach, in der Baumschule von Zschokkes Schwager Abraham Zimmermann. 1855 kam hier der Dichter Adolf Frey zur Welt.⁴⁵

hoher Auflage gedruckt auch den Mitgliedern der Regierung und des Grossen Rats abgegeben wurden.

Die jährliche Prüfung der Zöglinge fand seit 1837 im neuen Grossratssaal, später im Kasino statt, während der Legislatur im Juni, so dass ihr auch die 200 Grossräte beiwohnen konnten. Dieses Examen war ein wichtiges Ereignis für Aarau, für die Hörbehinderten und für die Taubstummenanstalt, die so den Bürgern den Erfolg ihrer Bemühungen bekundete und ihren Antrag auf neuerliche finanzielle Unterstützung durch den Grossen Rat für ein Jahr rechtfertigte.⁴⁶

Am 10. Juni 1838 schrieb Zschokke seiner Frau Nanny nach Liestal, wo sie ihre Schwiegertochter Elisabeth nach der Entbindung ihres zweiten Sohns betreute: «Das Taubstummen-Examen erndtete Zufriedenheit von vielen Zuhö-

rern; 40–50 Frauenzimmer, im schönsten Schmuk, erschienen dazu. Hr. Sem[inar] Dir[ektor] Keller, als Abgeordneter des Schulraths, übernahm zuletzt selber Prüfung der Zöglinge, und machte den Schluß des Ganzen, mit bewegtem Herzen, in einer rührenden Rede voll Danks gegen die Pfleger der Anstalt und den Lehrer. Abends grosses Souper der Taubstummen in unsrer Eßstube, nach deiner Anordnung. Julie⁴⁷ machte dabei die Honneurs, als vollendete Meisterin. Alles war Freude.»

1839 verfasste Zschokke für seine Schützlinge «Eine kurze Geschichte des Vaterlandes» von 23 Seiten, ein Kondensat seiner Schweizerlandsgeschichte. Er tat sich damit schwerer als mit manchem dickeren Werk. Im Unterschied zu Pfarrer Brentano meinte er, Hörbehinderte sollten von staatsbürgerlichen und nicht nur von religiösen Begriffen, von der Geschichte, und nicht bloss vom Lesen und Schreiben eine Ahnung haben. Dem Pädagogen Philipp Emanuel Fellenberg schrieb er, als er ihm das Büchlein sandte:

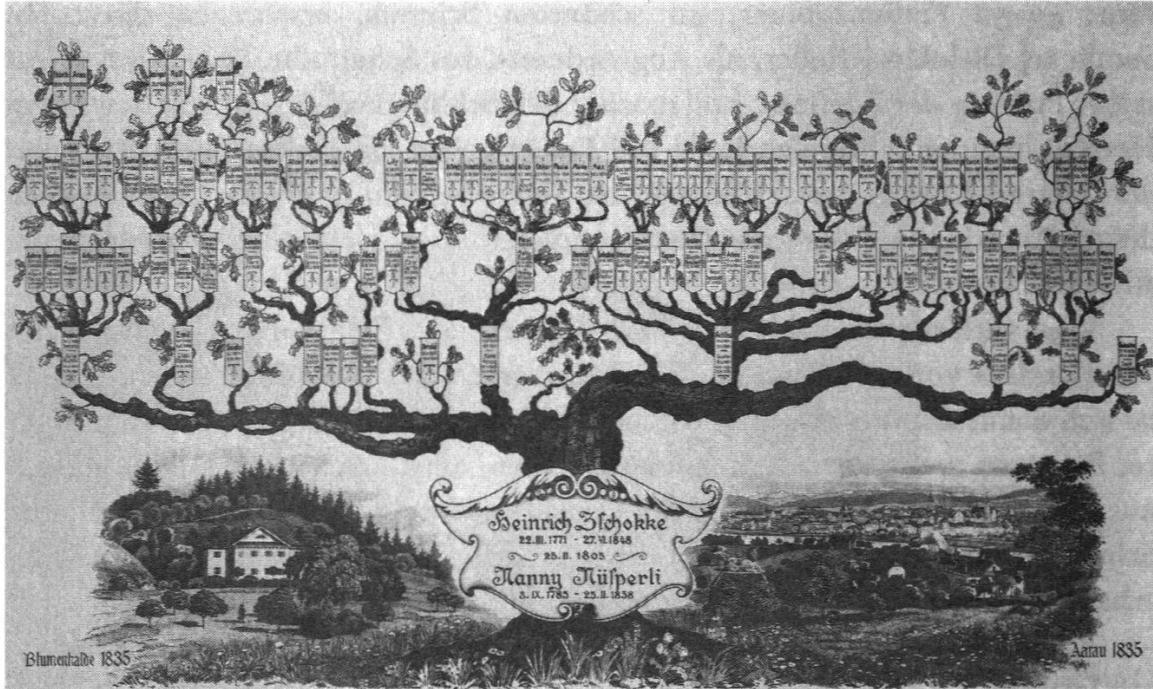
«Beurtheilen Sie das kleine Ding mit Nachsicht. Das Unternehmen schien mir leichter, als es in der Ausführung war. Ich habe den Bogen 5 mahl umarbeiten und vier volle Wochen daran verschwenden müssen. Es war mir darum zu thun unsren Taubstummen (und nun wenn man will, armen Kindern in Landschulen) Begriffe von den bestehenden bürgerlichen Verhältnissen, und vom Gang des Schicksals zu geben, welcher die gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen herbeigeführt hat; und das Alles auf einen Bogen Papier! – Nebenbei dacht' ich dann auch, für arme Bauerfamilien sei selbst meine Schweizerlandsgeschichte noch zu theuer, und was noch schlimmer, ein zu dikkes Buch.»⁴⁸

Es erschienen 1 000 Exemplare, die zu einem Preis von einem Groschen oder vier Kreuzern (ungefähr dem Preis für ein Pfund Brot) abgegeben wurden; Zschokke verzichtete auf ein Honorar.

Der Zschokke-Clan

Ein weiteres Erbe Zschokkes, eine sehr lebendige Hinterlassenschaft war seine Familie. Seine Frau Nanny schenkte ihm zwölf Söhne und eine Tochter, von denen 39 Enkel kamen. Wie viele Nachkommen heute noch leben, wissen wir nicht. Es müssen über tausend sein. Es liegt aber nicht an der Menge, ob eine Familie erfolgreich ist. Ich habe bereits die vier Fakultäten erwähnt, auf die der Stammvater so stolz war: zwei Pfarrer, ein Jurist, zwei Ärzte, zwei Ingenieure und ein Künstler.

Viele Nachkommen Zschokkes waren im öffentlichen Leben aktiv, als Politiker, Offiziere, Professoren an Universitäten oder Lehrer an der Kantonsschule in Aarau, als Förderer und Präsidenten gemeinnütziger Unternehmen. Immerhin 16 von ihnen schafften die Aufnahme ins «Biographische Lexikon des Aargaus». ⁴⁹



Stammbaum der Familie Zschokke mit den ersten fünf Generationen. Unten links im Panorama ist die «Blumenhalde» abgebildet.⁵⁰

Vielleicht der berühmteste war Zschokkes jüngster Sohn Olivier (1826–1898). Während der zweitälteste Emil am ehesten dem Vater nachschlug und mit seinem Pfarramt volkspädagogische und publizistische Ziele verband, begab sich Olivier auf den Pfad der Karriere, der ihn weit nach oben führte.

Nach einem Ingenieurstudium in Zürich und Berlin fand Olivier Zschokke eine Anstellung bei der Schweizerischen Centralbahn in Solothurn und gründete 1859 in Aarau eine eigene Baufirma. Zehn Jahre später vereinigte er sich mit Niklaus Riggisbach zum Bau der Vitznau–Rigi-Bahn, eine der ersten Zahnradbahnen Europas. 1877–1885 gehörte er dem Ständerat, 1890–1897 dem Nationalrat an. Dort machte er sich für die Verstaatlichung der Eisenbahnlinien stark. Er initiierte die aargauische Südbahn und die Fricktalbahn. Militärisch war er Oberst im Generalstab. Er sass einige Jahre im aargauischen Grossen Rat (1864–1868) und war Mitglied der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.

Im «Samstagabendkränzchen» der Historischen Gesellschaft erzählte er eines Tages von seinen Abenteuern während der Märzrevolution 1848 in Berlin, wo er als junger Ingenieurstudent den Bau von Barrikaden studierte (und wohl auch dabei mithalf).⁵¹ Auch andere Söhne Zschokkes befanden sich an Brennpunkten der europäischen Geschichte: Der junge Arzt Theodor weilte während der Julirevolution von 1830 in Paris, und der Rechtsstudent Julius begleitete 1837 die «Göttinger Sieben» (unter anderem die als Märchenforscher bekannten Brüder

Grimm) mit einem Fackelumzug bei ihrer Vertreibung von der Göttinger Universität über die Landesgrenze.

Die Briefe der Söhne nach Hause sind ungemein anschauliche Augenzeugenberichte und lohnen eine wenigstens auszugsweise Veröffentlichung. Die Briefwechsel von Emil und Julius Zschokke aus Liestal geben interessante Einblicke in die Entwicklung des jungen Kantons Basel-Landschaft in den ersten 15 Jahren.

Bei aller Liebe zum Aargau blieb Heinrich Zschokke doch immer auch ein Stück Magdeburger und Preusse. Das zeigte sich daran, dass er anscheinend bis zum Tod an der hochdeutschen Sprache festhielt. Die Söhne hingegen waren mit Leib und Seele Aargauer, leidenschaftliche Patrioten und als junge Männer ungestüm. Sie brannten darauf, an den Kriegen teilzunehmen, an denen auch Aargauer mitmischten: in Basel 1831,⁵² an den Freischarenzügen gegen Luzern 1844 und 1845 – woran ihr Vater sie aber hinderte – und 1847 am Sonderbundskrieg. An diesem letzten Bürgerkrieg der Schweiz machten zwei Söhne mit, einer davon in einer brenzligen Situation in der Schlacht bei Gisikon.⁵³ Ihr Vater dagegen liess sich als Präsident des Hilfsausschusses für die Sonderbundsopfer aufstellen. Einsatz, Tatkraft und Mut hat man keinem von ihnen je abgesprochen.